

Alfred Zäch, *Der Nominativus pendens in der deutschen Dichtung des Hochmittelalters*. Bern u. Leipzig, Haupt. 101 S. 8°.

Die hübsche Arbeit von Zäch legt uns eine umfangreiche Sammlung vor für die Erscheinung, dass ein Nominativ am Eingang des Satzes steht, ohne sofort eine grammatisch einwandfreie Fortsetzung zu finden; er wird erst durch ein aufnehmendes Präsens oder auch Adverb in den zugehörigen Satz eingefügt. Die wohlüberlegte Ordnung geschieht bei Z. einesteils nach der Art des aufnehmenden Worts, andererseits nach der Art des aufgenommenen Gliedes und etwaiger Zwischenstücke. Die wichtigste Gliederung ist die nach dem Kasus des aufnehmenden Pronomens: es kann gleichfalls im Nominativ oder in einem andern Kasus stehen. Im ersten Fall redet Zäch von Herausstellung, einem von mir geprägten Ausdruck, im zweiten mit Havers von Nominativus pendens, der aber im Titel des Buches als Bezeichnung der gesamten Erscheinung verwandt wird. Eine Notwendigkeit, für die beiden Abarten so stark verschiedene Bezeichnungen zu wählen, scheint mir nicht gegeben: sie gehen ja auf dieselben seelischen Vorgänge zurück. Zäch meint, die psychologische Erklärung der Voranstellung sei zweifellos die Emphasis, „wenigstens in der weitaus grössten Zahl der Fälle“. Wenige Zeilen später erklärt er aber, in den Fällen, wo das aufnehmende Pronomen im Nominativ steht, sei das Fehlen der Emphase das Normale. Aber auch für die zweite Gattung ist für sehr zahlreiche Fälle kein besonderer Nachdruck für den Nominativ zu erweisen. Zäch scheint ja selbst meiner Erklärung beizustimmen, wonach derartige Fälle aus dem Dialog hergeleitet werden können. Und in den Kreisen, wo nicht geschrieben wird, ist der Dialog doch wohl die wichtigste Form der Rede. Allerdings, von einer Verwandtschaft des herausgestellten Nominativs mit dem Vokativ kann keine Rede sein; denn es ist ein Aberglaube, dass dessen eigentliche Stellung die am Satzeingang gewesen sei (vgl. meine Syntax Bd. IV, 251).

In einem Schlusswort fasst Zäch das Ergebnis seiner Untersuchungen zusammen: die Erscheinung ist weder einer Zeit, noch einer Gegend, noch einer Gattung eigen. Sie sei „ein Merkmal des individuellen Stils“. In einem gewissen Widerspruch damit steht die Behauptung, der auf Klang bedachte musikalische Dichtertypus habe eine viel grössere Vorliebe für Herausstellung, als der optische, anschaulich schildernde. Bewiesen ist dieser Satz nicht; ich kann mir auch den Zusammenhang zwischen der Herausstellung und dem musikalischen Typ nicht vorstellen. Es sind zwei Hauptgründe, von denen die Wahl der Herausstellung abhängt. Einmal das Verhältnis zur lebendigen, nicht grammatisch geschulten Rede, das für den einzelnen Dichter zu prüfen wäre. Andererseits die Anregungen durch das Metrum. Zäch hat zwar mehrfach darauf geachtet, ob das aufnehmende Pronomen im Eingang oder im Innern des Verses steht. Aber es fehlt an der systematischen Untersuchung. Das Pronomen im Nominativ steht in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle im Auftakt des Verses, insbesondere bei dem den Vers mit Auftakt durchweg bevorzugenden Gottfried von Strassburg. Wenn die Fälle unter c (S. 39ff.) davon eine Ausnahme machen, so hat das auch seinen metrischen Grund: es sind weitaus überwiegend solche Beispiele, wo unter dem Zwang des Reims das Verbum eines Hauptsatzes am Ende, nicht in Mittelstellung, erscheint, und dieses Verbum muss natürlich das pronominale Subjekt an sich ziehen.

Aber noch ein anderer Einfluss des Metrums wäre zu prüfen. In der mhd. Prosa kann man beobachten, dass nach längeren nominativischen Gliedern die Aufnahme durch Pronomen eher erfolgt als nach kürzeren (nebenbei gesagt, wieder ein Grund, an dem rein emphatischen Charakter der Herausstellung, zu zweifeln). Spiegelt sich oder wie spiegelt sich das in der Sprache der Dichtung?

Es ist ja überhaupt nicht ohne Bedenken, eine syntaktische Erscheinung nur innerhalb der Dichtung zu betrachten. Die Vergleichung mit der Prosa führt noch zu einer andern Frage. In der Prosa spielt die Aufnahme durch *er* kaum eine Rolle; wie kommt es, dass in der Dichtung zwar *der* überwiegt, aber *er* doch immerhin einen breiten Raum einnimmt?

Giessen.

O. Behagel.

Gerhard Melzer, *Das Anstössige in der deutschen Sprache*. [Wort und Brauch, H. 22.] Breslau, Marcus. 83 S. M. 4,80.

Der Titel entspricht nicht genau dem Inhalt. Es kommt dem Verfasser nicht sowohl auf die Bezeichnungen des Anstössigen an, sondern auf die Art, wie anstössige Vorstellungen in schonender Weise übermittelt werden. Es möchte fast wundernehmen, dass jetzt zum ersten Male ein Feld in Angriff genommen wird, das, wie die vorliegende Arbeit dartut, so reiche Ausbeute gewähren kann. In wohlüberlegter übersichtlicher Gliederung marschieren die verschiedenen Möglichkeiten auf: einerseits das Umgehen das unmittelbaren Ausdrucks, z. B. durch Aposiopese, durch Auslassen einzelner Wörter, durch Fallenlassen des Vorhangs, andererseits der Ersatz des unmittelbaren Ausdrucks vor allem durch Herbeiführung von Assoziationen, teils in deutschen Wörtern, seien sie sinnbildlich, seien sie metaphorisch gebraucht, teils in Fremdwörtern. Ein besonderer Abschnitt ist der Verbreitung der Glimpfwörter gewidmet.

Mit den von Melzer beobachteten Fällen sind die Möglichkeiten nicht erschöpft. Ich erwähne die lautliche Unkenntlichmachung der Wörter: *Bobs* für *Popo*, *Busam* für *Busen*. Ferner die Verwendung von Diminutiva: *Brüstchen* ist weniger anstössig als *Brüste*; Philine spricht von ihren *Wädchen*, was natürlich wieder bei Fischer fehlt¹. Auch das Verfahren, mit dem man einen möglichst unanschaulichen Ausdruck wählt, kommt bei Melzer nicht zu seinem Rechte. Wenn in Damengesellschaft der Mediziner vom untern Ende des Nahrungsschlauches spricht, so ist, bis die Anschauung vollzogen ist, das Gespräch längst weitergegangen.

Gegenüber einer solchen erstmaligen Sammlung ist es kein Kunststück, Nachträge zu geben. Ich erwähne mhd. *brune* für vulva in einer bedenklichen Szene des jüngeren Titurel; mnd. *nette* (Nässe) für Urin; *Unkeuschglieder* (Höfler, Krankheitsnamen 370, der auch sonst Ausbeute gewährt hätte); Manuel 119, 202 steht zu lesen: *das ich mit meinem fromen elichin man . . . tet, das man enent 'em bach tut*; Courage 33, 16 *ich schlug zu letzt dem Geringen auch keine Reis ab*. Zu den Ausdrücken für *schwanger* gesellen sich die *interessanten Umstände* und *hops*, das nicht nur bayerisch ist, wie das DW angibt. *Holz* bezeichnet nicht nur, wie das DW sagt, den *penis*; ich habe es von Soldaten auch auf die weibliche Brust anwenden hören. Für *sich übergeben* ist dem *Ulrich rufen* weit verbreitet.

¹ Von meiner anfänglichen Begeisterung für Fischers Goethewörterbuch bin ich sehr stark zurückgekommen.

Für frei erfundene Wörter fehlt mir im allgemeinen der Glaube. Jedenfalls ist Syphilis kein solches: es geht, über das Mittelglied des Italieners G. Fracastoro, in letzter Linie auf den Berg Sipylus zurück, vgl. F. Boll, Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1910, 72 u. 168; F. Burg, Zs. f. Wf. 12, 301. Ist *lex* vielleicht eine Uebersetzung für *Gesäss*, das lautlich dem *Gesetz* nicht ganz ferne steht? Von *lex* könnte dann Heines *Legitimität* weitergebildet sein.

Zum Anstössigen gehört für mich, dass die griechischen Wörter ohne Akzente geschrieben sind¹.

Giessen.

O. Behaghel.

L. L. Hammerich, Visiones Georgii. Visiones, quas in purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria a. D. MCCCLIII (= Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Historisk-filologiske Meddelelser XVIII 2). Kopenhagen 1930.

Innerhalb der erzählenden Erbauungsliteratur des Mittelalters nehmen die Visionsberichte in mehreren Punkten eine ähnliche Stellung ein wie die Zauberromane innerhalb des altromanischen Epos. Doch ein grosser Unterschied drängt sich dem Vergleichenden auf: die Verfasser der ersteren beanspruchen bei ihren Lesern unbedingten Glauben. Das wäre ein Leichtes gewesen, wenn sie sich mit einer Ausmalung der Vorstellungen begnügt hätten, die der Gläubige seit alter Zeit mit den drei Reichen des Jenseits verband. Schwieriger wurde es, wenn sie, um ihrer Schilderung Plastik und Aktualität zu verleihen, die Wanderung eines Zeitgenossen durch den Bezirk der Teufel und der Engel als Rahmen für ihre phantastischen Schilderungen wählten. Dieser Weg drängte sich ihnen aber geradezu auf, wenn es galt, das erkaltende Interesse des Publikums an einer Wallfahrtsstätte, die mit dem Glauben an Höllenfahrten verkettet war, neu zu beleben.

Um den einträglichen Strom der Pilger zu einem geographisch so ungünstig gelegenen Wallfahrtsorte zu lenken, wie es das nordirische Patricksheiligtum am Lough Derg (Roter See) war, bedurfte es einer ganz besonderen Zugkraft: auf einem Inselchen dieses Sees lag der Eingang zum Fegefeuer, dargestellt durch eine Höhle, in die sich Pilger hinabliessen, um während vierundzwanzigstündiger Einschliessung nie Geschautes zu erleben. Die Rolle der Cumanischen Sibylle verwaltete hier ein Conventus regulierter Augustinerchorherrn. Schon im 12. Jahrhundert war der Bericht über die Höllenfahrt eines sagenhaften Ritters Owein, die angeblich um die Mitte dieses Jahrhunderts stattgefunden hatte, durch weitverzweigte, auch volkssprachliche (Marie de France) Bearbeitungen einem breiten Publikum bekannt gemacht worden. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts erfuhr das anscheinend nachgelassene Interesse der europäischen Pilgerschaft am Patricks-Fegefeuer eine neue Belebung durch die nunmehr von Hammerich zum erstenmal edierten *Visiones Georgii*. Georg ist ein ungarischer Ritter, Sohn des Grissaphan, wurde von seinem Könige (Ludwig der Grosse) als Landeshauptmann in Süditalien verwandt und zog, zur Busse für dort begangene Grausamkeiten, zunächst nach Santiago de Compostela und dann zum Fegefeuer des hl. Patrick nach Irland. Man hat die Person Georgs bisher für historisch gehalten und sich vielfach (vergeblich) bemüht, sie in italienischen und ungarischen Quellen nachzuweisen; doch

¹ Vgl. jetzt auch Willi Neumann, Sprachverdrängung und Verdrängungssprache. Preuss. Jahrb. 219, 47 und H. Strunk, Die Verfeinerung volkstümlich derber Flurnamen. Zs. f. Volkskunde 41, 61.

einige Zweifel dürften zwei Punkte erwecken: 1. die Erzählung von seinen Grausamkeiten, die lebhaft an die ältere Owein-Vision erinnert, 2. die Angabe, dass die Pilgerfahrt nach Santiago dem Ritter nicht die gesuchte Beruhigung brachte: das sieht stark nach Konkurrenzkampf aus. Auch Crissaphan hat man nicht identifiziert. Jedoch sind einige Verfasser der kleinen Briefsammlung, die den Bericht einleitet, ein Erzbischof und ein Johanniterprior, echt. Ob aber darum auch die Briefe echt sind? Man hat es anscheinend bisher nicht bezweifelt; aber es ist auffallend, dass einige Wendungen sich im Mund verschiedener Briefschreiber wörtlich wiederholen; der Inhalt macht ganz den Eindruck, als sei er mehr für die Leser des Buches als für die Adressaten bestimmt, vor allem die öfters wiederholte Aufforderung, man solle den Erzählungen Georgs unbedingten Glauben schenken¹. Handelt es sich wirklich um eine Fälschung, so ist sie sehr geschickt gemacht, und der Verfasser hat die Personalverhältnisse des irischen Klerus der betreffenden Zeit genau gekannt. Das ist auch ganz wahrscheinlich, denn als Verfasser des Werkes kommt mit grosser Wahrscheinlichkeit ein sonst unbekannter Augustiner, anscheinend ein Provenzale, in Betracht, und die Hüter des irischen Heiligtums waren, wie erwähnt, auch Augustiner. Das Interesse dieses Ordens an der Verbreitung der Georg-Vision bekundet sich auch in der von Max Voigt nachgewiesenen Tatsache, dass die beste und älteste deutsche Uebersetzung des Werkes wahrscheinlich von einem Augustiner stammt. Nebenbei hier: Hammerich meint S. 7, eine Notiz nach Kapitel 27 in der Breslauer Handschrift (sonst fehlt sie überall) „scriptum per Mathiam Molendinatorem fratrem ordinis Predicatorum“ deutet auf einen Mann dieses Namens als Verfasser des Kapitels; doch es mag sich eher um den Schreiber handeln, denn die Hs. stammt aus einem Kloster des Prediger-Ordens.

Einerlei, ob der historische Rahmen der Georg-Vision echt ist oder nicht: der Erfolg entsprach ganz den Absichten des Verfassers. Denn das Buch verbreitete sich — nach Ausweis der Ueberlieferung — in erwünschter Weise und die Popularität des irischen Wallfahrtsortes stieg für eine Zeitlang ganz bedeutend. Eigenartigerweise stammen alle Handschriften, mit Ausnahme des in Italien entstandenen, textlich stark abweichenden Vaticanus, aus Süddeutschland-Böhmen. Wahrscheinlich trug besonders die künstlich aufgemachte Echtheit des Berichtes zu diesem Erfolge bei; denn das Werk ist weder inhaltlich noch literarisch irgendwie als Volksbuch zu bezeichnen. Lange und langweilige theologisch-fachliche Exkurse durchbrechen mehrfach die Erzählung.

Einzelne Handschriften, besonders der Vaticanus, enthalten Kürzungen, wodurch die Qualität des Textes oft anscheinend eher gehoben als geschädigt wird. Hammerich meint (S. 50) im Vaticanus die redigierende Tätigkeit des Schreibers, Ciccus Fortunatus, anscheinend eines hochgebildeten Humanisten, feststellen zu können und hält also die breitere Fassung für die alte, echte. Manches spricht dafür, einiges auch dagegen; die Entscheidung ist schwierig. Im übrigen ist das Kapitel „Handschriften und Text-

¹ Derartige Fälschungen im Interesse von Wallfahrtsorten sind im Mittelalter nichts Seltenes. Man denke nur an das berühmte pseudo-calixtinische Jakob-Officium von Santiago, angeblich vom Papst Calixtus zusammengestellt, auch die Verfasserangaben zu einzelnen neuen Stücken sind erfunden: alles, um den Glanz des Heiligtums zu erhöhen.